Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur
Deutschen Rundschau
Nr. 162 Bydgoszcz, 19. Juli Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

(29. Fortsetzung.)

23.

Nach achtzehnstündigem, nur von zwei Zwischenlandungen unterbrochenem Flug landet Vandegrift am folgenden Nachmittag gegen sechs Uhr in El Paso im Staate Texas, dicht an der mexikanischen Grenze. Eine halbe Stunde später ist er in dem ihm von Binnie bezeichneten mexikanischen Städtchen Cuidad-Juarez angelangt.

Auf seine Frage nach dem Hotel „Mirador" erwidert ihm ein Polizist, das sei schwer zu finden, und gibt ihm einen schmutzigen Straßenjungen zur Führung mit.

Der einfache Gasthof liegt fast am Ende des Städtchens. Es ist schon dunkel, als Vandegrift vor dem Hause ankommt. Er tritt in die spärlich beleuchtete Gaststube und fragt den hinter dem Schanktisch hantierenden Wirt nach Señor Carlos". Der Wirt weist mit einer stummen Geste nach einem rohen Holztisch im äußersten Winkel des großen Raumes; dort sitzt ein junger Mensch und löffelt aus einem groben Steingutnapf seine Suppe.

Als Vandegrift auf ihn zukommt, schnellt der Jüngling empor, bleibt steif stehen und mustert ihn mit einem mißtrauischen Blick seiner seltsam wilden Augen; seine rechte Hand steckt, zur Faust geballt, in der Tasche seines oben sehr engen und unten sehr weiten Beinkleides. Es ist offenbar, daß er für alle Fälle eine Waffe bereithält.

„Ich bin Leon Vandegrift", sagt der Anwalt halblaut und bleibt an der andern Seite des Tisches stehen. Und da, nach Jessies Beschreibung, gar kein Zweifel bestehen kann, daß er „Carlos de Ryder" vor sich hat, streckt er dem Jüngling die Hand entgegen.

Der läßt diese Bewegung unbeachtet: „Zeigen Sie mir, bitte, Ihren Paß!"

Vandegrift reicht ihm den gewünschten Ausweis. Carlos prüft ihn, gibt ihn zurück, zieht dann den eigenen Paß hervor und hält ihn dem Anwalt vors Gesicht. — Das alles ist wortlos geschehen.

Aber nun fragt Carlos-Binnie hastig: „Für wie lange ist die Hinrichtung wieder aufgeschoben?"

„Für mehrere Wochen."

„Gut." — Ein fast unmerkliches Lächeln der Erleichterung geht über das abgemagerte bräunliche Gesicht, dem die schweren Qualen und Ängste der letzten Monate aber nichts von seiner unwahrscheinlichen Schönheit geraubt haben. — „Ich habe gelesen", fährt Binnie fort, „daß Jessie in Newyork ist. Ist sie gesund? Ist ihr nichts zugestoßen?"

„Nichts — außer der Verlobung mit einem der beiden Gangster — mit „Tony"."

Binnie lacht kurz auf. Dann schüttelt sie Vandegrift die Hand und sagt: „Peter und ich sind Ihnen und Jessie unendlichen Dank schuldig. Ich habe Jessie vieles abzubitten. — Bitte, setzen Sie sich und essen Sie mit mir zu Abend. Ich hoffe, Sie haben Hunger."

„Ja, ganz gewaltigen." Und damit läßt sich Vandegrift Binnie gegenüber nieder.

Binnie gibt dem Wirt einen Wink, für den neuen Gast die Suppe zu bringen. Dann schaut sie Vandegrift prüfend an: der Mann gefällt ihr gar nicht. Der fette Körper, das schwabbelige Gesicht, die etwas hervorstehenden Augen mit den dicken Gläsern, die hohe Fistelstimme ... das alles erscheint ihr abstoßend, unmännlich. Zugleich aber erinnert sie sich, daß Jessie erzählt hat, ihr Vater sei ein äußerst kühner Jäger.

Endlich beginnt Binnie wieder zu reden: „Wir können hier ruhig alles besprechen, wenn wir nicht zu laut reden. Mein Zimmer eignet sich nicht sehr dazu, Gäste zu empfangen."

„Sie haben sich ein sonderbares Hotel gewählt."

„Aus guten Gründen: ich falle hier nicht auf — ich habe nicht mehr viel Geld — und hier verkehren die Schmuggler. — Wie geht es Peter?"

„Sehr gut. — Er ist toll vor Freude, daß Sie am Leben sind."

„Hat er große Ängste ausgestanden?"

„Um Sie — ja. Um sich selbst nicht."

„Das weiß ich — er kennt keine Furcht."

„Was meinten Sie eben mit den Schmugglern?"

„Ich habe kein Visum für die Vereinigten Staaten. Ich konnte keins bekommen, ohne mich ärztlich untersuchen zu lassen, und das ging natürlich nicht. Ich wollte also mit Hilfe von Schmugglern über die Grenze gehen. Hätte ich legal in die Vereinigten Staaten einreisen können, dann hätte ich ja den normalen Weg, die Ostküste entlang, genommen."

„Und wie sind Sie gereist?"

„Über Land nach Valparaiso, von dort per Schiff über Panama und weiter nach Vera Cruz. Dann über Mexiko-City per Bahn hierher. — Ich habe schon dreimal versucht, mit Hilfe der Schmuggler über die Grenze zu kommen. Aber es ist mißlungen. Die Leute sagen, es sei sonst viel leichter, aber seit vierzehn Tagen wären die amerikanischen Zöllner sehr scharf; es sei irgend etwas vorgekommen. Ich habe mich also entschließen müssen, Ihnen nach Newyork zu telephonieren. Ihre Nummer habe ich schon in Mexiko-City festgestellt. Dort ist ein Newyorker Telephonbuch auf dem Postamt."

„Weshalb haben Sie mir nicht schon längst Nachricht gegeben, daß Sie am Leben sind und auf dem Weg nach Newyork?"

„Ihr Name tauchte in den kurzen Zeitungsartikeln, die ich zu Gesicht bekam, nicht auf."

„Aber Sie wußten doch von Jessie, daß ich . . ."

„Ich habe ihr nicht mehr getraut, seit . . ." — Binnie zögert einen Moment — „. . . seit ich bemerkt hatte, daß sie sich nachts von einem der beiden Gangster küssen ließ. Ich dachte, sie sei mit den beiden im Komplott. Sonst hätte ich sie auch nicht einfach im Stich gelassen. — Es tut mir leid."

„Haben Sie denn nicht gefürchtet, daß Sie zu spät kommen könnten?" fragt Vandegrift, kopfschüttelnd über die kühle Ruhe, mit der Carlos-Binnie alle diese Fragen zu behandeln scheint.

„Anfangs, ja — in der letzten Zeit nicht mehr, denn ich habe ja immer gelesen, daß die Hinrichtung wieder aufgeschoben wurde — aber nun war es ja höchste Zeit — und ich hatte unterdessen auch gelesen, daß Sie wirklich Peters Verteidiger sind."

„Und haben Sie eine Ahnung, wo der andere Kerl geblieben ist, der Sie, zusammen mit dem Herrn Grafen, dem „Verlobten meiner Tochter, überfallen hat?"

„Ist Tony etwa auch in Newyork?" fragt Binnie, der Frage ausweichend.

„Nein, aber er kommt nach. Jessie hat doch nicht gewagt, mit ihm zusammen zu reisen." — Vandegrift zuckt die Achseln und seufzt leise auf: „Was soll ich bloß machen? Es ist fürchterlich."

Eine kleine Pause entsteht, weil der Wirt den nächsten Gang serviert. Als er wieder außer Hörweite ist, beginnt Vandegrift von neuem:

„Also sagen Sie doch, wo ist der Kerl geblieben, der mit Ihnen das Lager verlassen hat, während die beiden abseits in den Büschen miteinander flirteten? — Hat er etwa Mitleid mit Ihnen bekommen und Sie laufen lassen?"

„Mitleid?" — Binnie lacht leise auf. — „Ja, er hatte wohl schon lange die Absicht, uns umzubringen. Aber der andere, der sogenannte „Tony", der Herr Bräutigam, der wollte es wohl nicht zulassen — und vor dem hat der „Boß" Angst gehabt, es zu tun."

„Und wie sind Sie denn entkommen? Jessie sagte mir doch, die Männer hätten Sie beide für die Nacht immer an Händen und Füßen gefesselt?"

„Die Sache war so: Ich hatte mich schlafend gestellt und beobachtet, wie Tony Jessie aus dem Schlafsack zog und sich dann mit ihm fortschlich. Der Boß erwachte eine Weile später und merkte, daß die beiden nicht da waren. Er tappte, anscheinend beunruhigt, mit seiner elektrischen Taschenlampe suchend umher. Dann hörte ich ganz von fern ein Lachen — Jessies Stimme. Es dauerte nur einen Augenblick, dann war es wieder ganz still. Aber der Boß hatte es wohl auch gehört und nun die Situation begriffen. Er glaubte nun die Gelegenheit gekommen, mich fortzuräumen. Aber aus Angst vor Tony wollte er es wohl nicht in seiner Nähe tun. Er kniete also neben meinem Schlafsack nieder und rüttelte mich. Ich tat so, als ob ich jetzt erst erwachte und fragte, was los sei. Er sagte nun, ich täte ihm leid und er wolle mich retten; er sei nur der Assistent des andern; wir müßten jetzt zusammen ausreißen. Er band mich also los, und wir gingen zusammen eine ganze Weile, immer weiter vom Lager weg, mindestens eine Stunde lang. Dann zog er vorsichtig seine Pistole aus der Tasche . . . er konnte freilich nicht ahnen, wie gut ich in der Dunkelheit sehen kann . . ."

„Nun — und dann?" fragte Vandegrift gespannt.

„Dann?" — Ein böses Lächeln geht über Binnies Gesicht. — „Dann schlug er plötzlich mit der Faust nach meinem Kopf. Aber ich war zu fix für ihn. Er war etwas schwerfällig und nicht mehr ganz jung, wissen Sie . . ."

„Und . . .?"

„Und? Nichts weiter. Er war dann plötzlich ganz still — hat sich überhaupt nicht mehr gerührt. Ich bin dann noch bis zum anderen Morgen in seiner Nähe geblieben. Und dann . . . dann ist er eben spurlos verschwunden."

„Einfach verschwunden?"

„Ja — spurlos, — so daß man ihn bestimmt nie im Leben wiederfinden wird."

Vandegrift schaut seinem Gegenüber forschend ins Gesicht, begegnet aber nur jenem bösen Lächeln der großen dunklen Augen. — „Und Sie haben keine Ahnung, wer der Mann gewesen ist — wie er hieß?"

„Er hatte zwei Pässe auf zwei verschiedene Namen bei sich."

„Wie sind Sie denn zu diesen Pässen gekommen?" fragt Vandegrift, obgleich er sich nicht mehr im Zweifel ist über das, was geschehen.

„Was für Pässe?" fragt Binnie.

„Sie sagten doch gerade, der Mann habe zwei Pässe bei sich gehabt."

„Aber nein — da haben Sie sich wohl verhört."

„Es wäre sehr wichtig, wenn wir Sylvia nachweisen könnten, daß der Mann von ihr beauftragt war."

„Für mich wäre es, glaube ich, wichtiger, wenn wir auf diese Rache verzichten und uns mit dem spurlosen Verschwinden eines gänzlich Unbekannten begnügen würden . . . — Aber Sie lassen ja Ihr Essen kalt werden. Wir haben noch viele Gänge vor uns. — Und nachher müssen Sie mir alles von Peter erzählen — von dem Prozeß . . ."

„Und Sie müssen mir noch viel mehr erzählen, Binnie." — Es ist das erstemal, daß Vandegrift sie so nennt. — „Wissen Sie übrigens, daß Sie jetzt ein steinreiches Mädchen sind, Carlos? Die gute Sylvia hat die Vermögenssubstanz nicht angreifen dürfen, nur die Zinsen. Ihr Erscheinen wird in dieser Hinsicht eine besonders unangenehme Überraschung für sie sein, denn sie hätte jetzt das ganze Kapital ausbezahlt bekommen."

„So reich bin ich jetzt also?" — Binnie lächelt vor sich hin. — „Ich weiß aber tatsächlich gar nicht, was ich mit soviel Geld machen soll."

„Sie können es ja mit Sylvia teilen", bemerkt Vandegrift zynisch.

„Auf das Geld käme es mir wirklich nicht an. Aber das würde mir ja alle Hoffnung nehmen, Sylvia im Elend verrecken zu sehen." — Und da der Anwalt sie mit einem erstaunten Blick streift, fährt sie fort: „Sie wundern sich über soviel Haß? Oh, es gibt kein Unglück und keine Qual, die ich ihr nicht von ganzem Herzen wünschte! Sie hätte ja auch ohne einen Funken von Mitleid Peters Hinrichtung geschehen lassen, obwohl sie erfahren hatte, daß ich noch lebe! Um das Geld für sich zu retten, hätten sie einen Unschuldigen hinrichten lassen! Aber glauben Sie mir, sie wäre mir nicht mit dem Leben davongekommen, wenn ihm etwas geschehen wäre."

Vandegrift fühlt sich nicht angenehm berührt von diesem Maß von Leidenschaft. Solche wilden Ausbrüche liegen seinem Charakter nicht — es sei denn, er hätte sie vor Gericht aufzuführen wie eine Theaterszene. Ablenkend sagt er:

„Und nun werden Sie noch weitere Millionen verdienen."

„Womit denn?" fragt Binnie neugierig und sieht mit einemmal ganz kindlich aus.

„Mit Filmen."

„Verderben Sie mir nicht den Appetit. Es ist das erstemal seit Monaten, daß mir nicht der Bissen im Halse stecken bleibt. — Wann reisen wir ab?"

„Morgen früh, von El Paso aus mit dem Flugzeug."

„Wie komme ich ohne Visum nach El Paso hinüber?"

„Ich habe für alles gesorgt. Sie bekommen am Grenzübertritt Ihr Visum."

„Und wann werden wir in Stockford sein?"

„Wenn wir um sechs Uhr morgens in El Paso abfliegen, sind wir um Mitternacht in Newyork und fahren dann übermorgen früh gleich nach Stockford."

„Und kann ich dann Peter sofort sehen?"

„Nicht sofort — aber bald, hoffe ich."

(Fortsetzung folgt.)

Jakob Christoph Heer.

Zum 80. Geburtstag des Dichters.

„Und so, meine ich, soll auch der Dichter, der kein Schiller, kein Goethe ist, wenigstens sein Scherflein hergeben, guten Sinn, Licht und etwas Sonntägliches ins Leben zu tragen.“ Jakob Christoph Heer sah in diesen Worten sehr klar seine schriftstellerische Aufgabe, die ihm innerhalb der ihm gesteckten künstlerischen Grenzen gegeben war. Und er hat sie in hohem Maße erfüllt: die Bücher weniger Dichter sind im Volk so verbreitet gewesen wie diejenigen Heers es waren und auch heute noch sind. Das ist Anlaß genug, seiner dankbar zu gedenken, wenn sich sein Geburtstag nun zum 80. Male jährt. J. C. Heer wurde am 17. Juli 1859 in Töß bei Winterthur geboren. Die außergewöhnlich glückliche Ehe seiner Eltern, des Mechanikers Christoph Heer und seiner geliebten „Bethli“ gab der Kindheit Jakobs viel Licht und Wärme. Erst durch die Schulzeit kam mancher Kummer, der größte Schmerz aber war, daß ihm das Universitätsstudium versagt blieb. Als Lehrer verlebte er schwere Jahre, bis er sich endlich durch literarische Arbeiten die Stelle eines Feuilletonredakteurs der „Neuen Züricher Zeitung“ errang. Der Roman „An heiligen Wassern“ eröffnete seine literarische Laufbahn. Ein Zeitungsabdruck machte Adolf Kröner, den Chef des Cotta-Verlages, aufmerksam. Er gewann Heer alsbald für seinen Verlag und blieb zeitlebens aufs wärmste mit ihm verbunden. Als Schriftsteller lebte Heer zunächst in Stuttgart, kehrte aber bald in die Schweizer Heimat zurück, weil er wohl fühlte, daß nur hier sein Werk wirklich gedeihen könne. Nach einem Leben voll reichen und fruchtbaren Schaffens starb er am 20. August 1925.

Alle Bücher Heers sind ihm gewachsen aus seinem Erlebnis der Heimat. Immer ist es eine Geschichte, in der die Berge mitspielen, ja, sie sind fast immer Mittelpunkt des Geschehens. Denn bei Heer ist die Landschaft nicht der Hintergrund für Menschenschicksale, sondern seine Menschen sind selbst Gestalten der Landschaft und mit ihr verwachsen, leibgewordene Formen ihrer Vielfältigkeit, in denen ihr Großes und Schreckliches, ihr Schönes und Zartes sich spiegelt, daß das Leben des Menschen Bild und Ausdruck wird für das Leben der Landschaft. Da sind die kraftvollen, unerbittlichen und doch mit starker Liebesfähigkeit begabten Männergestalten wie Markus Paltram im „König der Bernina“, Josi oder der Preſi in „An heiligen Wassern“. Ergänzend und ebenbürtig die Frauengestalten: zart und anschmiegend Duglore im „Wetterwart“, leidenschaftlich und bis zum letzten opferbereit für den Geliebten Binia in „An heiligen Wassern“, adlig und in ihrer stolzen und schmerzvollen Liebe fast an die Renaissance-Gestalten C. F. Meyers erinnernd, Ciglia im „König der Bernina“. Das Dämonische der Berglandschaft lebt auch in den Menschen. Sie kennen die Leidenschaft in ihrer heißen Seligkeit und ihrer tödlichen Qual, im Guten und Bösen. Aber immer steht neben der Leidenschaft die läuternde Liebe, stolz fordernd oder sanft befreiend. Und Heer weiß um das Geheimnis der Entsagung, aus der die Überwindung und die Erlösung kommt. Er kennt den Sieg im Untergang, das Opfer, in dem der Verlorene sich die Gnade wiedergewinnt, den Tod, der die Entsühnung ist; er kennt die Verklärung der Schmerzen im Ja-sagen zum Schicksal. Denn es geht ihm nicht um den Kampf, sondern um den Frieden, der aus dem Kampf errungen wird, und um deswillen allein die Qual und ihr heroisches Bestehen war. „Dichten“, so sagt er in seinen „Erinnerungen“, „ist die Auflösung der Lebensdissonanzen in Akkorden der Harmonie, seelische Befreiung aus innerster Herzensnot.“ Nur in diesem Sinne ist „der Schmerz, das große Ethos des Daseins, die Urquelle aller Poesie“.

Aus den großen Linien der Landschaft nimmt seine Kunst das Großzügige, die einfache und eindrucksstarke Gebärde und die Reinheit jeglicher Begegnung. Und nie steht der Mensch für sich allein: wie er in das große Gesetz der Erde gestellt ist, so auch in das Gesetz der Gemeinschaft. Vor ihr hat er sich zu verantworten, und wenn sein Schicksal ihm herausgerissen und gegen sie gestellt hat, gibt es für ihn keinen Frieden, auch wenn das Recht auf seiner Seite ist, bis er wieder eins ist mit ihr und den höchsten Sinn seines Lebens erfüllen kann: für das Ganze zu wirken. Es geht nicht um den Menschen, es geht um die Gemeinschaft und um das Größere: die Heimat.

An Wärme und Lebensnähe der Schilderung Gottfried Keller verwandt, scheidet Heer sich doch von diesem wie auch von Jeremias Gotthelf, mit dem ihn Peter Rosegger und andere oft verglichen haben, durch eine letzte Verwandlung der Dinge und Geschehnisse ins Romantische, dem sowohl das Heroisch-Großartige wie das Lieblich-Zarte in phantasiegetränkter Farbigkeit innewohnen. Aber nie verliert seine Darstellung das Naturnahe und Wirklichkeitsverbundene.

Heer hat sich mit seinen Büchern wahrlich die Liebe des Volkes erworben, und von ihm gelten ganz besonders die Worte, die er in seinem Gedicht über den Dichter sagt:

„Dein Buch ist doch ein Lebenssegen,
wenn es im Volke wandern darf.“

Dr. Erika Essen.

Kurgast Joh. Wolfgang v. Goethe.

Der Dichter führt Beschwerde . . .

Von Robert Weber von Webenau.

In jedem Sommer, manchmal auch im Herbst, pflegte Goethe einen Kur- oder Badeort aufzusuchen, um sich von den Mühen, die die Leitung der herzoglich weimarschen Staatsgeschäfte verursachte, zu erholen und Körper und Geist für neues Schaffen zu stärken. Unter den Badeorten, denen Goethe alljährlich seinen Besuch abstattete, darf sich Karlsbad rühmen, die Liebe des Dichters bis in dessen hohes Alter genossen zu haben.

Die Tagebücher des Dichters enthalten eine Fülle von Eindrücken, Erlebnissen heiterer oder ernster Art, und bringen uns den Privatmann Goethe nahe.

Aus der Zeit des Karlsbader Kuraufenthaltes im Jahre 1811 findet sich im Tagebuch Goethes folgende, seine erste Bekanntschaft mit einem Heurigen betreffende Eintragung: In Weheditz, einem Dorf über der Eger gegen Dalwitz gelegen, hatte sich ein Bauer, der bis nach Ungarn als Fuhrmann frachtete, auf dem Rückweg mit jungem geistigem Wein beladen und in Hof und Haus eine kleine Wirtschaft errichtet. Bei dem niedrigen Stand des Papiergeldes, fast wie 10 : 1, trank man eine anmutige Flasche Wein für wenig Silbergroschen. Die Neuheit, ja, das Seltsame die Unbequemlichkeit des Aufenthaltes fügte zur Wohlfeilheit einen gewissen Reiz, man zog hinaus, man lachte und sang, man spottete über sich und andere, und hatte immer mehr des Weines genossen, als billig war.

Von einem solchen Heurigenausflug erzählt Goethe folgendes Geschichtchen, das er denkwürdig genug fand, um es durch sein Tagebuch der Nachwelt zu überliefern. Drei bejahrte Männer, jeder aus einem anderen Teil Deutschlands stammend, gingen von Karlsbad nach Weheditz zum Weine. Sie zählten zusammen 253 Jahre und zechten wacker. Nur der Jüngste von ihnen, der 82jährige, zeigte beim Nachhausegehen Spuren von Bespitzung, aber die beiden anderen griffen ihn unter die Arme und brachten ihn glücklich in seine Wohnung. —

Kostverächter war der Herr Rat und Staatsminister aus Weimar nicht: weder was Essen und Trinken, noch was Naturschönheit betraf. Um zu einem seltenen Genuß zu gelangen, war ihm keine Mühe zu groß und kein Weg zu beschwerlich. Versuchte jemand, ihn übers Ohr zu hauen, dann erging es ihm, wie dem Wirt zum „Roten Ochsen“, der gleichfalls in Goethes Tagebuch erscheint. Zwei Eintragungen beschäftigen sich mit ihm:

21. Juni 1811: Früh gegen 6 Uhr aufgestanden, ausgefahren nach Schlackenwald, die Werke besehen. Im „Roten Ochsen“ zu Mittag Händel mit dem Wirt wegen übertriebener Forderung. — 22. Juni: Promemoria wegen des Wirtes im Schlackenwald und Vorschlag an den Kreishauptmann.

Das Goethesche „Promemoria“ konnte in den Archiven der Kreishauptmannschaft (der Karlsbader Kreishauptmann war zugleich Badekommissar) wiedergefunden und sichergestellt werden. Sein Inhalt ist für die Beurteilung Goethes als Kritiker und Beschwerdeführer interessant genug, um der Vergessenheit entrissen zu werden, denn der Dichter und Staatsmann erteilt keine Rüge, ohne nicht auch praktische Vorschläge zur Abstellung von Unzukömmlichkeiten zu erstatten. Die Beschwerdeschrift hat folgenden

Wortlaut: Gestern, den 21. dieses, fuhr ich mit den Meinigen nach Schlackenwald. Es waren unserer vier, wir kehrten zum „Roten Ochsen" ein und genossen ein Mittagmahl, mit dessen Detail ich weder beschwerlich sein, noch dessen Wert ich allzusehr herabsetzen will. Genug, man tat ihm sehr viel Ehre an, wenn man den Preis desselben dem der Picknicks auf dem Posthofe gleichstellen und die Person auf 9 bis 10 fl. anschlagen mochte. Der Wirt verlangte jedoch 68 fl. und für den Kutscher 10 fl., zusammen also 78 fl. Ich weigerte die Zahlung und äußerte, daß ich den Vorfall dem Herrn Kreishauptmann Hochwohlgeboren anzeigen würde, welches hierdurch mit Beilage der 78 fl. gehorsam bewirkt wird. Es ist hierbei zu bemerken, daß nichts als das bloße Mittagessen und weder Frühstück noch Wein und Kaffee genossen worden ist. Der Kutscher erhielt sich mit geringerer Kost und hatte seinen Hafer bei sich.

Unterzeichneter bittet um Vergebung, wenn er mit dieser anscheinenden Kleinigkeit beschwerlich fällt, aber es ist in diesen Tagen schon öfter zur Sprache gekommen, daß die Gesellschaften, welche durch die schönen Wege, die herrlichen Naturgegenstände und das gute Wetter auswärts gelockt wurden, mit Verdruß über ganz unerwartete Zechen nach Hause gekehrt und Ihre erhoffte und genossene Freude vergällt worden. Eine hohe Behörde legte solchen Gastgebern in der Nachbarschaft die Verpflichtung auf, mit Personen, welche entweder vorher Bestellung machen oder welche geradezu anfahren, einen bestimmten Akkord zu treffen über den Preis dessen, was man von ihnen verlange. —

Ob die Kreishauptmannschaft nun den berühmten Kurgast nicht verletzen wollte oder die Forderung des Ochsenwirtes zu Schlackenwald wirklich zu übertrieben fand, eines ist gewiß: die Beschwerdeschrift des Herrn von Goethe hatte Erfolg. Eine Aktennotiz auf dem Schriftstück besagt nämlich, daß die Rechnung des Wirtes mit 41 fl. 20 Kr. festgesetzt und er wegen Übervorteilung eines Gastes zu 10 fl. Geldstrafe verdonnert wurde.

Man denke aber nicht, Goethe hätte die Beweggründe des Wirtes nicht gekannt. Wenige Tage nach dem Vorfall sah er sich zu folgender Eintragung in sein Tagebuch veranlaßt: Alle Welt war durch ein entgangenes Patent verwirrt worden; die vorhandenen Geldzettel hatten allen Wert veloren und man erwartete die sogenannten Antizipationsscheine. Die Verkäufer und Empfänger konnten dem sinkenden Papierwert nicht genug nachrücken, den Käufern und Ausgebenden geriet es auch nicht zum Vorteil: sie verschleuderten ihre Groschen und wurden so ihre Taler los. Damit lieferte der Kurgast Johann Wolfgang von Goethe eine geradezu klassische Definition der — Inflation.

Wenn der Zucker fehlt . . .

Neues von einer wenig bekannten Krankheit.

Der Zucker ist heute beliebter denn je. Gehört er doch zu den guten Gaben. Und man kann sich dem Genuß ohne Besorgnis vor etwaigen Schädigungen des Körpers hingeben. Ein törichter Mann allerdings hat es fertig gebracht, sich am Zucker zu Tode zu essen! Aber dieser sonderbare Zeitgenosse hatte denn auch nicht weniger als dreieinhalb Kilo zu sich genommen! Und natürlich war es infolge einer Wette geschehen.

Im übrigen — den Zähnen schadet der Zucker nicht, falls das Gebiß gepflegt wird, wie es sich gehört. Und zuckerkrank wird man aus ganz anderen Gründen — wenn nämlich die Bauchspeicheldrüse nicht ihre Pflicht tut. Gewisse Zellen haben hier darüber zu wachen, daß im Körper nicht zu viel Zucker entsteht. Sie sollen gegebenenfalls die Zuckerbildung dämpfen, die in der Leber geschieht.

Die Zuckerkrankheit, die auf ein Versagen der Bauchspeicheldrüse zurückgeht, wird vor allem durch die Anwendung des Insulins geheilt. Das ist ein überaus beliebt gewordener Wirkstoff. Natürlich kann man auch hier des Guten zuviel tun. Wie W. Föllmer von der Ersten Inneren Klinik des Westend-Krankenhauses, Berlin-Charlottenburg, in der Zeitschrift für ärztliche Fortbildung mitteilt, hat man nämlich festgestellt, daß eine übermäßige Zufuhr gesundheitliche Schädigungen hervorruft. Die nähere Untersuchung ergab in einer Anzahl von Fällen einen abnorm tiefen Blutzuckerwert, also das genaue Gegenteil von der Zuckerkrankheit. Nach außen hin machte sich die Störung des Allgemeinbefindens als eine nervöse und seelische Belastung bemerkbar.

Man ging den Ursachen dieses Leidens nach. Es erwies sich, daß sie recht verschiedener Natur sein können. Eine Erkrankung vorübergehender Art trat bei ungenügender Zufuhr von Kohlehydraten ein, also etwa bei Ausfall oder bei der nicht rechtzeitigen Einnahme der gewohnten Mahlzeiten. Dieselben Folgen stellten sich nach sportlichen Höchstleistungen ein, die einen erhöhten Bedarf an Traubenzucker bedingen. Aus diesem Gesichtswinkel ist auch der „tote Punkt" zu betrachten, der sich beim Sport häufig beobachten läßt. Die Erscheinungen gehen schnell zurück, sobald eine erhöhte Zufuhr von Zucker oder anderen Kohlehydraten einsetzt.

Die schwerste Form des Zuckermangels hat in einer Erkrankung der Bauchspeicheldrüse ihre Ursache. Und zwar handelt es sich hier um das Treiben gewisser Geschwüre, die eine verstärkte Abgabe von Insulin veranlassen, so daß eine dauernde Senkung des Blutzuckers eintritt. Die einzig wirksame Gegenmaßnahme besteht in einer Entfernung dieser Geschwüre, die leider im Höchstfalle nur erbsengroß, daher nicht leicht zu fassen sind.

Bunte Chronik

Das Geheimnis des „süßen Blutes".

Wer im Sommer viel von Mücken und anderen boshaften Insekten heimgesucht wird, der kommt leicht in den Verdacht, süßes Blut zu besitzen. Es heißt so, und viele Leute glauben auch daran. Mit dem süßen Blut ist es aber nicht anders als mit dem blauen: es gibt weder das eine noch das andere. Vielmehr werden die Mücken, die wie alle Insekten empfindlich gegen Geruch sind, von dem Körpergeruch eines Menschen mehr angezogen als von dem eines anderen. So ist es ja bekannt, daß sie starke Raucher überhaupt meiden, nicht weil diese bitteres Blut hätten, sondern weil ihrem Äußeren immer etwas Rauch anhaftet. Übrigens: „Wen es juckt, der kratze nicht." Zwar ist es ein natürlicher Abwehrvorgang des menschlichen Empfindens, nach einem Mückenstich zu kratzen, weil dadurch möglichst viel Blut an die verletzte Stelle herangerieben und das Insektengift weggeschwemmt wird. Leider aber sind die Hände, die da jucken, nicht immer zuverlässig sauber. Will man also größere Entzündungen vermeiden, dann ist es immer noch besser, andere Mittel anzuwenden. Zucker zum Beispiel, angefeuchtet und über der gestochenen Stelle ordentlich verrieben, ist ein sehr gutes Mittel. Durch den Reiz der Zuckerlösung lassen die Blutgefäße in der Haut den giftigen Insektenspeichel schneller durchfließen. Die Schmerzlinderung tritt dann bald ein. Dieses Mittel ist ungefährlich, da sich niemand dadurch eine Entzündung zuziehen kann, es ist einfach und billig, wie jedes echte Hausmittel sein soll.

Gesetze auf Schallplatten.

Die mexikanische Regierung hat sich zu einer interessanten Neueinführung entschlossen. Bisher wurden vor allem in den Indianerstaaten des südlichen Mexiko neue Gesetze oft von Indianern übertreten, weil diese das Spanische nicht beherrschten, in dem die Gesetze veröffentlicht werden. Jetzt läßt die Regierung die neuen Gesetze auf Schallplatten in den verschiedensten Indianerdialekten Mexikos herstellen. Diese Gesetze werden dann durch Regierungsautos, die einen Lautsprecher einmontiert haben, in den Indianerstädten und Ortschaften verkündet.

Zakład graficzny i miejsce odbioru, wydawca i miejsce wydania:
Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym:
Hermann Dittmann, Bydgoszcz.